

(Nachdruck verboten.)

8)

## Das Blut.

Roman von J. J. David.

Nur bei Gabrielen war er anders und fast glücklich, duldete sie ihn überhaupt nur in ihrer Nähe. Und dennoch stritten sie oft; begann sie von ihren Gesichten und Träumereien zu fabeln, dann widersprach er ihr überlegen und atklug, mit einem gewissen Hohn sogar, bis sie in Thränen fiel und er gar nicht wußte, wie sie beruhigen, ohne es ein andermal darum besser zu machen. Sie fürchtete sich bald fast vor dem Gleichaltrigen, dem sie an Stärke und Behendigkeit vielfach überlegen war, und liebte ihn dennoch, weil er für sie immer Theilnahme und Ohr hatte, weil ihr bewußt war, wie er nach ihr niemanden auf dieser Welt mehr möge, vielleicht gar um ihr heimliches Grauen vor ihm. Sie mußte ihn aber auch bewundern; denn als er ihr zum ersten Male all die Leiden angewiesen, die er im Dorfe durchlitt, und sie ihm geräthen, fortzulaufen in die weite Welt, da hatte er nach seiner Behendigkeit den Kopf ernsthaft und geisthaft bedacht gewiegt: „Noch nicht.“ Und als das Mädchen heftig wurde und in ihn drang, warum er es noch nicht thäte, wozu er ausharre und ihn mit seiner Freigebigkeit höhnte, da antwortete er ihr ruhig: „Ich wäre dumm, folgte ich Dir. Ich will noch zwei Jahre in die Schule gehen, so lange ich eben darf; denn der Herr Lehrer weiß viel, und warum soll ich von ihm nicht alles lernen, was ich lernen kann? Ich werde es brauchen können.“

Und wie mit einem Banne zwang diese hinschauende Gelassenheit des Strebens Gabrielen, die ihr nichts Gleiches in sich gegenüber zu sehen wußte. Sie hatte in seiner Vergangenheit nach lichterem Bildern geforscht; umsonst — er wußte von keiner Lieblosung, von keiner Härlichkeit. Nur einmal, vor vielen Jahren, glaube er, habe ihn seine Mutter geküßt. Er glaube? Was das wieder heißen solle? fragte Gabi. Ja, meinte er, sie hätte ihn eben anders genannt, als er sonst gerufen werde, und so wisse er nicht einmal, ob es ihm gegolten. Darauf Gabi: „Wie hieß sie Dich?“ Da flog ein Schimmer wie Roth über sein sahles Gesicht: „Mein schöner Ephraim! So hat mich niemand mehr genannt, und da merkte ich mir es dem.“ Und seine mißtönige Stimme zitterte dabei; sie aber fühlte sich reich und glücklich neben ihm.

Weil aber Umschau wie Rückschau beiden gleich traurig war, so lehrten sie ihre Blicke gerne dem Kommenden zu, das sie sich gemeinsam dachten, wie und weil es die Gegenwart war. Auch da wußte Böhm schon, was er wollte. Im Sommer entließ ihn die Schule; da konnte man am Tage wandern und im Freien nächtigen. Dann wollte er fort, nach Wien, von wannen er gekommen, die Kaiserstraße entlang, sich durchzettelnd bis zum Ziele. Denn es war dann Erntezeit oder kurz hernach. Da mochte er, war das Wetter gut und das Korn gediehen, etwa gar Einiges ersparen. Und was dann? Ei, wo so Viele lebten und ihren Gewinn fanden, dort müßte er es auch können. Und hatte er nicht Zweierlei voraus vor den Meisten? War er nicht der beste Rechner des Dorfes und konnte hungern wie niemand? Den Nutzen des Eines begriff Gabi, den des Ersten nicht. Er aber lachte klanglos: „Das ist die Hauptsache in der Welt, und ich muß es noch besser können, als selbst der Herr Slogar. Denn die Menschen sind schlecht, das weißt Du, sind Alle schlecht und wollen Einen drücken und betrügen, wo sie es nur können. Wer aber gut rechnen kann, der weiß von jeder Sache, was sie werth ist, und kann kaufen und verkaufen, ohne daß man ihm schaden kann. Beides muß man verstehen, und wer es so gut kann, wie sonst keiner, der wird der Reichste. Und das will ich werden, und dann kommst Du zu mir, und wir leben in einem Schlosse, und die unten werden schauen und buckeln, wenn wir vier-spännig fahren. Aber hinten aussitzen darf mir keiner!“ Und mit einer häßlichen Geberde schüttelte er die Faust nach dem Dorfe.

Solche Träume haben die Einsamen durch manches Jahr gesponnen. Denn von Anbeginn ab bis zum Ende, bis zu ihrem Scheiden war Eduard Böhm der Gleiche in Entwürfen, im Hoffen, fast auch im Körper, der immer hager und schwach und von kranker Unruhe gepeinigt war. Ein

Lied von Jubel zog manchmal durch Gabi's Seele, wenn sie ihn hörte, so klar, so fest, und ihn bewunderte. Aber sie beachtete ihm nichts von ihren verborgenen Freuden; sie gab ihm ihr Geheimes nicht so kund, wie er es mit ihr hielt. Dazu aber glückte es im Köhricht oder es schrie ein Wasserhuhn klagend; dazu wisperte der Wind im schwanken Weidenlaub und zog seiner Wege, wie er es über die Hügel Aller thut, sei es, daß sie am Wege verdarben, daß sie sich schwer von ihrer Hülle des Glückes getrennt; er vertrug ihre Worte, wie er schon stolzeres Hoffen und gesellteres Verweht hat, als das, damit diese Beiden ihre Seelen in Schlummer wiegten, auf daß sie die Kläglichkeit des Alltags und ihres Loses vergäßen. Und Beide hielten unverbrüchliches Schweigen; der Knabe, weil er keinen Vertrauten wußte oder verlangte, das Mädchen aus Scham. Denn sie hatte den wunderlichen Gesellen gerne; aber sie wußte sich ganz allein mit ihrer Neigung und besorgte, selbst die Susanne könne spötteln darüber. Das hätte ihr wehe gethan, ihr vielleicht gar den Freund verleidet, wie sie sich kannte. Und wenn er es doch zu dem brachte, dem er nachstrebte? Dann hielt er Wort — das galt. Und hätte sie es nicht schon darum verdient, daß sie ihm in übler Zeit hold war und manches mit ihm theilte? Wozu eine unnütze Offenheit, die zerstören konnte, was so gut war? Denn schon klammerte sich Gabi ängstlich an den Augenblick und genoß, was er brachte; schon scheute sie Alles, was irgend nach Kampf ausah, erwartete das Ausschweifendste von der Zukunft und erbangte wieder davor.

So kam ihnen der Tag, der sie trennen sollte. Er war hell wie einer, und die heiße Sonnengluth zitterte über dem Lande. Sie waren ernsthaft, doch nicht gar bewegt. In ihm war das Gefühl Eines, der dem Kerker entronnen: die Häscher — die Noth und die Sorge — sind ihm auf den Fersen, und nur die Behendigkeit der Beine kann ihn retten — und dennoch ist er selbst. Sie aber dachte nicht einen Augenblick daran, der Junge, der da müthig und vertrauensvoll nur etwas klapperbeinig vor ihr stand und sich der neuen und ganzen Schube so sehr freute, die ihm — ein Geschenk des Lehrers — zum ersten Male im Leben an den Füßen prangten, könne von denen sein, die am Wege sterben. In ein blaugestreiftes Tuch hatte er seine wenigen Lumpen gebunden; allerhand Nahrung und eine blanke Silbermünze, die sie einmal von einem Hopfenreifenden als Geschenk erhalten, that Gabriele dazu. Die Taute wußte um diesen Besitz und mochte sie leicht strafen, vernügte sie ihn; ihr verschlug das aber nichts — ihr war es, als hände sie den Ziehenden dadurch ganz und für immer an sich. Sie sprachen auch nicht viel; was sie einander mitzutheilen hatten, das war längst ausgesagt zwischen ihnen. Nur ihre Hände hielten sich fest umschlossen. Zweimal schon hatte sich Eduard Böhm zum Gehen gewendet; immer rief sie ihn wieder zurück und stand dann blaß und kämpfend vor ihm. So kehrte er sich zum dritten Male; da klang es: „Du, Eduard!“ Wieder hielt er an, und jählings empfand er ihre Arme um seinen Hals; ihr schönes Köpfchen zwang sie an sein häßlich Angesicht, ihre blühenden Lippen fanden seinen schmalen Mund, der lange nicht mehr von weichendem Kusse war berührt worden, und raunte ihm dann ein heißes: „Leb' wohl, mein lieber Ephraim!“ ins Ohr. Er starrte; sie aber, erglühend, winkte ihm ab. So zog er denn fürbaß.

Gabi blieb einsam und spähte ihm nach. Durch den Staub der Landstraße sah sie ihn bald rüstig und ganz behende dahinstapfen; der Stadt zu zog er. Immer kleiner ward ihr der Wandernde, und da er ihr ganz verschwand, da brach sie nieder und weinte unendlich. Denn wie ihr leibhaftig gewordenen Sehnen nach dem Glücke und nach der Welt, das sich von ihr losgetrennt, war ihr der Gefährte erschienen. Und in ihr waren starke Zweifel, ob sie sich jemals wieder zusammenfinden; ob ihnen jemals ein gemeinsames Ziel bestimmt; ob nicht all ihr Einmiren und Planen verfliegen sollte, wie des einsamen Schreiters nach dem Glücke letzte Spur längst verfliegen und vom wehenden Staub verschlungen war.

Fortab blieb die hohe Weide leer, vergessen, was sie an Dingen barg, die einmal einem Kinderherzen einen Schimmer von Licht gebracht. Nun erst verfiel Gabi dem Zauber des

Spinnstube gänzlich; denn ihr letztes Tagesglied, so vergällt und reich an Bitternissen es immer gewesen sein mochte, hatte sich von ihr gelöst. Aber sie gedachte seiner oft; meinte oft, sein heiser und traurig Wort an ihr Ohr schlagen zu hören. Aus immer weiterer Ferne, bis es vollends schwieg und verstummte. Da glaubte sie, die von Ahnungen und Vorgesahichten gepeinigt wurde, er sei todt. Aber immer verlangender spähte sie nach dem tollen Treiben unter den Ruffbäumen aus; Niemand beachtete das schmälere Gesicht, daß in Sommernächten hinter laubigem Versteck dem Jubiliren und Singen, dem kurzen Gader, von rascher Versöhnung gefolgt, dem Rosen ländlicher Liebesleute zusah und sich ein eigenartig Bild der Welt danach formte. War sie dessen müde, dann durchschritt sie, so lange sie konnte, den Hintergarten und seine Oebniß, die ihr lebte und sie ängstete. Und ein neues Wünschen war in ihr und übermächtig in ihr Leben getreten. Was dumpf in ihr geschlafen, das hatte darin Form und Bestimmtheit gewonnen. Wie es aber verwirklicht werden konnte? Das wußte sie nicht, und das Sehnen danach verstärkte sie ganz, der mit Ephraim's Scheiden das Letzte genommen worden war, was Licht in die Dämmerungen ihrer Zukunft gebracht. . . .

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Der Aeltere.

Von Georges de Lys.  
(Schluß.)

Indessen wurde Roël größer, und Bravais nahm ihn zu sich. Er vertraute ihn der Obhut eines armen Mädchens aus dem Süden an, das sich früher auf den Landstraßen herumgetrieben, das in Bravais' Stalle ein todes Kind zur Welt gebracht, und das er aus Mitleid behalten hatte. Man nannte sie wegen ihres Kostüms die „Arlesierin“, und seit Petrus' Ruin machte sie sich durch allerlei kleine Arbeiten nützlich, um ihm nicht zur Last zu fallen. Sie begeisterte sich sehr schnell für das Kind, und fand in ihm das eigene wieder, das kennen zu lernen sie keine Zeit gehabt.

Sie führte Roël in den Wald zu den frischen Nasenplätzen, über deren gartem Grün sich das zitternde Laub der Birken schaukelte. Sie schälte die silberne Rinde von den Stämmen und schob daraus leichte Körbe, die sie im Frühling mit Veilchen, Haidekraut und Maiblumen garnirte und auf dem Markte des nächsten Fledens verkaufte. Im Sommer sammelte sie die Walderdbeeren, allerdings plünderte dann ihr kleiner Gefährte ihren Korb, doch sie war so glücklich, wenn er die Händchen ausstreckte, und seine Lippen sich von den duftigen Früchten purpurn färbten, daß sie sich von der dankbaren Bärtlichkeit des Kindes reich belohnt fühlte.

Im Winter lief sie in die Weierereien, immer mit dem Kleinen, dessen kindliche Anmuth die Hausfrauen erobert hatte. War denn das unschuldige Wesen daran schuld, wenn es ein Kind der Liebe war? Uebrigens haben die Frauen auf dem Lande eine Schwäche für die unehelichen Kinder, so lange sie lockige Haare und rosigie Wangen haben; sie verleugnen und beschimpfen sie erst später.

Kurz, man liebte und bellagte Petrus. Man wußte ihm Dank für seine Aufrichtigkeit dem Vater Marth gegenüber und schätzte ihn als den tüchtigsten Knecht der Gegend. Dann spann die Arlesierin, die in dem Kreise vor dem Herde saß, den Fiasch und sang dazu die sanften Lieder ihrer Heimat, während der Kleine mit den Kindern des Hauses spielte und die Pächterin und ihre Töchter durch seine naiven Bemerkungen ergökte; er verstand es, lustige Worte und schmeichlerische Bewegungen zu finden, die ihm alle Herzen gewannen.

Die Lage von Allan's Pachtung in der Nähe der Furt führte häufige Begegnungen zwischen Rose und Petrus herbei, der darunter schwer litt. Die junge Frau fühlte sich von dem Verrath des Knechtes verletzt, der, während er ihr von Liebe sprach, einem andern Mädchen den Hof machte, das ihm Roël geschenkt hatte. „Es muß wohl nicht viel mit ihr los sein,“ sagte sie bitter, „daß er sie nicht geheiratet hat!“

Der Knecht hatte das Gerücht verbreitet, Roël's Mutter wäre gestorben, doch in ihrem Groll wollte Rose darin nur eine Lüge sehen. Sie trug Bravais gegenüber eine hochmüthige und verächtliche Miene zur Schau, die dem armen Burschen das Herz zerriss. Denn er liebte seine Rosette noch immer, er hatte nie aufgehört, sie zu lieben und hielt ihre Verachtung für gerechtfertigt. Hätte er wirklich so gehandelt, wie sie behauptet, er hätte sich selbst als einen Elenden betrachtet. Rose hielt ihn für schuldig, doch er war nur ein Opfer. Von Rose verachtet zu werden, war sein größter Schmerz. Ihren Haß hätte er ertragen, doch nicht diesen tiefen Blick, dieses verächtliche Zucken der Lippen, das sie ihm gegenüber zeigte und das ihrem gewöhnlich so gutmüthigen Gesicht mit den rosigien Wangen und den lachenden Lippen eine unerträgliche Härte verlieh.

Bravais dachte manchmal daran, die Heimath zu verlassen; doch Bande, deren Macht nur allein die Bauern kennen, leiteten ihn an das väterliche Haus, an den mütterlichen Boden. Hier hatten die Alten gelebt, hier war er bekannt, hier war er zu Hause, hier lebte

er frei; bei anderen zu wohnen, wäre ihm als Sklaverei erschienen. Dann fand er auch nirgends den Lohn, den ihm Meister Perdrizet bezahlte, und der ihn doch nicht reich machte. Und was sollte er auch mit dem Kinde anfangen? Nach solchen Betrachtungen lehrte er still nach Hause zurück, und Roël's Anblick beruhigte sein Herz. Der freundliche Blick seines kleinen Jungen erwärmte ihn wie ein Sonnenstrahl; seine kindliche Stimme flüsterte ihm unbergeliche Worte ins Ohr; seine Küsse schenkten den Kummer von seiner Stirn und zauberten die Rötthe des Vergnügens wieder auf seine Wangen. Er ließ ihn in seinen Armen hüpfen, und an schönen Abenden führte er ihn aufs Feld hinaus. Er freute sich über die naiven Fragen, über das unermüdliche Geschwätz des Kleinen und legte sich mit ihm auf den westlichen Abhang einer Anhöhe, auf den Weideplätzen, unter den duftigen Dolben des Thymians und des Lavendels nieder. Die untergehende Sonne warf ihren Goldstaub auf den Ginsten und das Haidekraut und stimmerte durch die blühenden Birken, deren weiße und glatte Stämme in metallischen Reflexen glitzerten. Der ruhige Odem der Landschaft erfrischte nach der harten, schweren Arbeit die brennende Stirn des Landmannes und beruhigte das Fieber seines Hirnes. Er spielte weich und müde in den Loden Roël's und drang in dieses von der Liebe gequälte Mammesherz, das sich an der Vaterchaft wieder aufrichtete.

Wenn die Nebel ihren feuchten Dampf über die Haide verbreiteten, knisterte ein lustiges, helles Feuer im Herde, und Petrus folgte, während er seine kurze Pfeife rauchte, durch den Rauch dem Spiele Roël's und des alten Hundes Phäonor, der sich zu den lustigen Streichen des Jungen mit wohlwollender Güte hergab. Das alte Thier wurde für seinen kleinen Freund wieder jung, und es war ein Vergnügen zu sehen, wie er sich schwerfällig, mit hochgehobener Pfote, gegen die lebhaften Angriffe des Kindes vertheidigte. Manchmal verschwand die kleine Hand vollständig in dem zahlosen Machen des Hundes, doch sie kam unverfehrt wieder heraus, kaum von dem Zahnfleisch des Thieres gedrückt, das sie ihm freundlich leckte, während es sein kleines, glänzendes, unter struppigen Wimpern fast verschwindendes Auge auf seinen kleinen Freund heftete.

Das waren gute Stunden für Petrus. Sie brachten ihm die Belohnung für das Opfer und Kraft für die Zukunft.

Doch diese väterlichen Freuden wurden von Prüfungen getrübt. Der Herbst, der seine feuchten Nebel über den Erdboden schleppte, warf seine blasser Farbe auf die Wangen Roël's: sein kräftiger Körper magerte ab, Ringe legten sich um seine Augen, und Fieberhauer schüttelten seine Lenden. Das Sumpffieber, dem in dieser Gegend so Wenige entgehen, hatte das Kind befallen. Petrus, dem die Arlesierin zur Seite stand, lernte die Angst der Nachtwachen, die Schreden des Fieberdeliriums kennen. Endlich triumphirten sie über das Leiden, und Roël gewann seine Frische und Fröhlichkeit wieder.

Diese abwechselnden innigen Freuden und Leiden erschütterten die Gesundheit des Petrus. Er begann, sich von einer düsternen Laune hinreizen zu lassen, die dem Kinde manchmal Thränen in die Augen trieb. Der böshafte Zufall ließ ihn häufiger mit Rose zusammenkommen, und die Wunde seines Herzens blutete dadurch nur immer stärker. Ruhig und stoisch hatte er dem Tode seiner Liebe beigeohnt, doch er vermochte es nicht, die Verachtung zu ertragen, die ihm Rose auf Schritt und Tritt zu theil werden ließ.

Eines Tages sandte Meister Perdrizet Petrus, zu dem er volles Vertrauen hatte, zu Claude Allan, um die Lieferung einiger Wagen Heu zu übernehmen, die er mit dem Pächter der Furt abgeschlossen hatte. Allan war nicht zu Hause und auf der Schwelle sah sich Petrus Rose gegenüber, der er den Zwed seines Besuches auseinandersetzen mußte. Die junge Frau wandte sich heftig ab, rief ihren eigenen Knecht und sagte:

„Jacques, sieh doch, was dieser Knecht hier will.“

Sie drehte sich um, ohne Bravais aufzufordern, ihr zu folgen, ohne ihn auch nur eines Blickes zu würdigen.

Schweigend würgte Petrus diesen Schimpf herunter. Er machte die Sache kurz ab und zog sich, Verzweiflung im Herzen, zurück.

Er ging nun schneller, um nach Hause zu kommen, und aus dem Kusse seines kleinen Knaben neue Kraft zu schöpfen.

Auf der Schwelle sah Petrus, wie sich eine hagere, zerlumpte Gestalt erhob, die auf ihn zu warten schien. In seinem reizbaren Zustande sah er nur einen Vagabunden und, wenig zum Mitleid geneigt, schob er ihn mit heftiger Bewegung bei Seite und sagte:

„Hier giebt es nichts für Landstreicher!“

„Petrus“, flehte der Mann.

Der Bauer machte eine Bewegung, als wolle er zurückweichen, dann preßte er die Fäuste zusammen und rief mit einer Stimme, die in seiner Kehle zu erstiden schien:

„Du, Du bist's? Geh' fort, geh' Deines Wegs!“

Doch Alcide erhob zu seinem Bruder ein dermaßen von Schmerz verzerrtes Gesicht; in seinen hohlen Augen brannten zwei so starke Fieberflammen, daß der ältere Bruder die Schroffheit seiner Worte milderte.

„Was willst Du hier? Du willst mich also entehren? Ich habe Dein Verbrechen mit meinem Namen gedeckt; soll mein Opfer nutzlos gewesen sein? . . . nicht genug, daß Du mein Leben vernichtest, willst Du mich jetzt auch noch mit Schmach beschmutzen?“

„Petrus, ich will unter Deinem Dache sterben, wo ich geboren bin.“

„Sterben? Du? Ach warum nicht gar! Sterben die schlechten Söhne der Familie dem jemals?“

„Aber so sieh mich doch an!“ rief Alcide.

In demselben Augenblick kam Roël herbeigelaufen, von der Alesierin gefolgt. Sie kamen vom Erdbeerenspülden zurück, und ohne auf den Fremden Acht zu geben, hing er sich an Petrus' Arm und sagte:

„Papa, Papa!“

Alcide betrachtete den Kleinen.

„Dieses Kind, dieses Kind,“ murmelte er... „Du bist doch aber nicht verheirathet, Petrus?... also ist es mein Sohn?...“

„Willst Du wohl schweigen!“ brüllte der Bauer.

Dann wandte er sich zu der Alesierin.

„Führen Sie das Kind fort, gleichviel wohin, und kommen Sie nur auf meinen Befehl wieder...“ Aber so gehen Sie doch,“ wettelte er, als die Frau ihn anstarrte, ohne ihn zu begreifen.

„Petrus, Petrus,“ fluchte Alcide.

„Schweig!“ rief der andere.

Die Frau hatte sich mit dem Kinde entfernt.

„Ja, es ist Dein Sohn, es ist das Kind, das Du vor seiner Geburt verlassen hast. Ich habe es zu dem meinigen gemacht, ich habe ihm meine Liebe geweiht, und jetzt gehört es mir; mir allein, hörst Du wohl? Du wirst es mir nie wieder fortnehmen, ich habe das Gesetz für mich, ich habe es anerkannt. Doch ich will nicht, daß es auch mir argwöhnlich könnte, ich wäre nicht sein Vater, eher würde ich Dich tödten.“

Er wurde von einem heiseren Stöhnen unterbrochen; Alcide brach zusammen. Bestürzt hob Petrus seinen jüngeren Bruder auf und trug ihn auf das Bett.

„Höre, Alcide,“ murmelte er, „höre mich an; ich verzeihe Dir, aber laß mir das Kind.“

Alcide verfiel in Agonie; schmerzhaft schlug er die Augen auf und stiftete:

„Verzeihung und Dank... Behalte das Kind, Petrus, erziehe es Deiner würdig; aber nenne ihm den Namen seines Vaters, Deines unbekanntem Bruders, und lehre ihn das Andenken Alcide's lieben.“

Petrus weinte; die Zärtlichkeit der ersten Jahre hatte ihre Wirkung noch nicht ganz verloren; plötzlich wandte er sich um; auf der Schwelle der offenen Thür stand Rose.

Sie war der Alesierin begegnet, die athemlos dahergesüßzt kam und Roël nachschleppte. Aus ihren unklaren und verworrenen Worten hatte sie ersehen, daß ein Drama sich bei ihrem früheren Verlobten abspielte. Von einem unerklärlichen Gefühl der Neugier, des Bedauerns, des Hasses und der Liebe getrieben, war sie in das Haus geeilt und hatte alles gehört, alles begriffen.

Wittend die Hände emporstreckend, trat sie auf Petrus zu und sagte in heftiger Erregung:

„Wenn ich das gewünscht hätte!“

„Ja,“ versetzte der Bauer mit feierlicher Stimme, „doch es galt die Ehre der Brava's, und darum durfte niemand etwas erfahren!“

### Kleines Feuilleton.

dg. Mit dem Abbruch der Simon'schen Apotheke in der Spandauerstraße wird so manche Erinnerung an das Alt-Berliner Apothekenwesen wieder wach. Die älteste Apotheke unserer Stadt befand sich am Mühlendamms und zwar da, wo sich jetzt das Balkonhaus Poststraße 16 erhebt. Als erster urkundlich genannter Apotheker erscheint hier Johann Tempelhof. 1488 wird sodann Johann Behender als „Naths-Apotheker“ angestellt und zwar mit der Zusicherung, daß neben ihm kein zweiter Apotheker in Berlin angenommen werden solle. Wegen Besoldung und — freie Kleidung hatte er die Verpflichtung, gute Arzneimittel zu liefern, die ihm überwiegenen Kranken zu pflegen, und die damals nur den „Medizin-Apotheken“ erlaubten Delikatessen, als Eingemachtes, Zucker und Zuckerwerk in genügender Menge vorräthig zu halten. Der Zucker selbst gehörte noch zu den Arzneien, im Haushalt gebrauchte man statt seiner den minder kostspieligen Honig. Nach Behender's Tode heirathete seine Wittve wieder einen Apotheker, und als auch dieser vor ihr in „bessere Welten“ zog, einen Dritten, den sie gleichfalls überlebte. Den drei glücklichen Gatten zum Gedächtniß stiftete die hochbetagte „Wittib“ in der Nikolaitirche ein Epitaph, auf dem sie selber als Jungfrau Maria thronte, während die drei Männer ihr als heilige drei Könige Opfer brachten. Das originale Bild ist leider nicht mehr vorhanden. Im 16. Jahrhundert hatte die Berliner Medizin Weltruf. Damals sah im grauen Kloster der Schweizer Wunderdoktor Leonhard Thurneisser, dessen Medicamente „Goldwasser“, „Rubineusafft“ und dergleichen mehr alle Krankheiten der Welt heilen sollten. Zu seinen Patienten zählte die gesammte Fürstlichkeit Europa's, selbst die „jungfräuliche“ Königin Elisabeth von England bezog ihre Medicamente aus Berlin. Nach Thurneisser's Flucht wirkte sein Schüler Michael Aschenbrenner lange Zeit als Apotheker in Berlin. Sein prächtiges Grabmal befindet sich in der Thurnhalle der Nikolaitirche. Im 17. Jahrhundert hört man auch wieder von der alten Apotheke am Mühlendamms. Sie befand sich in den Händen der Familie Tonnenbinder, wurde aber 1720 mit der Marktgräflichen Apotheke in der Spandauerstraße, eben der jetzt

abgebrochenen Simon'schen vereinigt. Im 17. Jahrhundert sah hier der Apotheker Zorn, derselbe, bei dem Johann Friedrich Wöttger, der Erfinder der Porzellanfabrikation, in Dienst stand. In dem Laboratorium Zorn's machte der junge Adept seine ersten Versuche.

— **Frauenhandel im 19. Jahrhundert.** In einigen Klassen des englischen Volkes besteht noch heute vielfach die Ansicht, daß es dieselbe Wirkung wie eine Scheidung hat, wenn Frauen von ihren Ehemännern, die ihrer überdrüssig geworden sind, verkauft werden. Ein englisches Blatt bringt darüber folgende Daten: Im März des Jahres 1796, also kurz vor Eintritt in unser Jahrhundert, wurde in den „Times“ eine Frau in Sheffield für die Summe von 6 Pence (50 Pfennige) ausbezahlt. Einige Zeit darauf brachte dasselbe Blatt die Nachricht, daß der Preis für Frauen auf dem Smithfield-Markt von einer halben Guine (10,75 Mark) auf 3½ gestiegen sei. Im Jahre 1800 führte ein Mann seine Ehefrau mit einem Halfter um den Hals an den Viehmarkt in Sheffield und schlug sie für eine Guinee los. 1820 wurde auf dem Markt in Canterbury eine Frau sogar im Viehwagen feilgeboten und für 5 Schilling verkauft. Dann begann der Berth der Frauen bis auf 15 Pfund (300 M.) zu steigen. Bald folgte jedoch die Reaction, sobald 1855 auf dem Derby-Markt nicht mehr als 18 Pence und ein Quart Ale für eine Frau bezahlt wurden. Im Jahre 1878 hatte sich ein Einwohner Welpers seinen Schuldnern durch die Flucht nach Amerika entzogen. Um sich schuldlos zu halten, ließen die Gläubiger sein Hab und Gut versteigern. Da man der Frau einen Theil des Erlöses anzuzahlen sich weigerte, verlangte sie, um nicht zu Grunde zu gehen, gleichfalls meistbietend ausbezahlt zu werden. Es wurde aber, so berichtet das Blatt, kein Angebot gemacht. Die Ausbietung hat also offenbar stattgefunden. Auch in jüngster Zeit kommen noch Frauenverkäufe vor. 1882 verkaufte ein Einwohner von Alfection in Derbyshire seine Frau für 4 Pence. Vor ganz kurzer Zeit wurde eine Frau sogar für eine Gallone Bier, das von Käufer und Verkäufer gemeinsam getrunken wurde, losgeschlagen. Manchmal wurde ein solcher Handel auch feierlich kontraktlich besiegelt. Vor etwa vier Jahren noch verteidigte sich ein der Bigamie Angeklagter in Leeds damit, daß er seine erste Frau für drei Schilling verkauft habe, daher berechtigt gewesen sei, nochmals zu heirathen. Das Urtheil lautete auf achtzehn Monate Gefängniß, nicht wegen des Verkaufs, sondern der Bigamie wegen. Im Jahre 1896 kam es bei einer Verhandlung in Doncaster ans Tageslicht, daß ein Mann seine Frau unter der Bedingung, daß deren vier Kinder mit in den Handel einbezogen seien, verkauft habe. Die Abmachung trägt das Datum vom 23. März und man nennt als den Verkäufer John Tart, als den Käufer Enoch Childs.

### Theater.

Das Berliner Theater, in diesem Jahre die novitätenreichste Bühne Berlins, brachte am Mittwoch abermals eine Premiere; leider wieder ohne Erfolg. Es handelt sich um einen Schwank „Tamtam“ von F. v. Zobeltitz.

Wie der Titel schon verräth, wollte der Autor eine Variation des alten satirischen Stoffes vom Kellame-Gelächte, von dem Tamtam, das Kredit und Ruhm schafft, geben. Hier Tamtam in der Kunst, in der Dichtung, dort in der Gesellschaft; und der Tamtamschläger ist ein übelberufener Direktor eines übelberufenen Instituts, das sich mit allerhand Vertraulichkeiten abgiebt. Der Verfasser hatte so vielerlei, was er auf dem Herzen hatte, in diesen Stoff hineinzuzwängen versucht, daß seine Gestalten dabei zu kurz kamen. Die Satire bleibt an der Oberfläche, die Figuren gleichen flachen Karikaturen; und so erschöpfte sich das Interesse bald. Sowohl an der windigen Gattin des alten Bankiers, die ihr Haus mit allerlei Kunstmarren und Strebern anfüllt; wie an dem verlumpten Direktor des Kreditbureaus für Vermittlungen aller Art, der im Schluß in all seiner Gemeinheit entlarvt wird.

Es ist selbstverständlich, daß bei der Novitätenhege von heute die Schauspielkunst ebenfalls Schaden leiden muß. Nach ein paar Proben ein Stück herausbringen, wo soll's da herkommen? Auch das Gastspielwesen, das gegenwärtig in Berlin vorherrscht, im Deutschen Theater zu Ehren des scheidenden Mainz, der nach Wien geht, im Lessing-Theater zu Ehren der Frau Agnes Sorma, ist für unser Schauspielwesen gerade nicht erfreulich. Für die nächste Woche bereitet das Berliner Theater wieder ein Gastspiel des Herrn Dr. Tholt vor. Dem Gast zuliebe werden allerlei Stücke in hurtiger Eifertigkeit einstudirt und, was bei aller Schauspielkunst die Hauptsache bleiben sollte, das Zusammenwirken der Kräfte, das Ensemblespiel wird vernachlässigt und sinkt.

### Völkerrunde.

c. Die Nasenflöte. Ein merkwürdiger musikalischer Brauch findet sich in Indien und auf vielen Inseln der Südsee: statt mit dem Munde blasen die Eingeborenen die Flöte mit der Nase. Richard Andree stellt im „Globus“ die Zeugnisse zusammen, die sich über diese Nasenflöte in der wissenschaftlichen Literatur finden. Ihren Ausgang genommen hat sie wahrscheinlich von Indien; sie soll ihren Ursprung einem Kastenvorurtheil der Hindus verdanken, indem kein Mann, der einer höheren Klasse angehört, mit seinen Lippen eine Flöte berühren, die ein Mann niederer Klasse mit dem Munde gespielt habe. Beim Spielen wird in der Regel das eine Nasenloch geschlossen; doch existiren auch Abbildungen, von denen eine im „Globus“ wieder gegeben wird, auf denen dies nicht der Fall ist. Auf dem malaischen

Archipel ist bis jetzt keine Spur gefunden worden, daß dort die Nasenflöte bekannt ist oder war. Erst auf Neu-Guinea findet sie sich wieder, hier iriliku genannt. Weiterhin begegnet man ihr auf Mikronesien. Flinkich erzählt, auf der Insel Ponapé hält man das Ende des 60 cm langen Bambusrohres an das eine Nasenloch, bläst hinein und sucht durch Drücken und Zuhalten des anderen verschiedenartig modulirte Töne hervorzubringen, die sich zu keiner eigentlichen Melodie gruppiren und überdies sehr schwach sind." Auch auf Morikod hat Flinkich die Nasenflöte gefunden; dort ist sie aber aus den Luftwurzeln der Mangrove verfertigt. Ebenso liegen Berichte über das Vorkommen des Brauchs von den Fidjischiffen, den Tongainseln, den Gesellschaftsinseln vor. Auf Tahiti war die Flöte 12—18 Zoll lang, mit drei Löchern oben und einem unten. Hier öfnet man sie mit dem linken Nasenloche; von andern Inseln wird gemeldet, daß sie dort nur mit dem rechten geblasen werden. Für Neu-Seeland und die Marquesas ist das Vorkommen gleichfalls bezeugt, sodaß man also sagen kann, daß die Nasenflöte in der ganzen Südsee gefunden wird. —

**Nach dem Thierleben.**

— Ueber Balzspiele der Entenbögel hielt Dr. Heinrich in der „Deutschen Ornithologischen Gesellschaft“ einen fesselnden Vortrag. Die „Voss. Ztg.“ bringt darüber einen schönen Bericht, dem wir folgendes entnehmen: Der Redner schilderte in sehr anschaulicher Weise die Sitten und Gebräuche, die sich bei den Schwänen, Enten, Gänzen und Sägern herausgebildet haben zu der Zeit, wo die Pärchen sich zusammensuchen und während der Begattungsperiode. Wenn die jungen Höcker Schwäne im ersten Winter noch graues Gefieder tragen, aber schon von den Eltern sich getrennt haben, machen sie sich schon gegenseitig Liebesanträge. Mit gerade getragenen Hälsen und gesträubten Köpfen und Oberhälsenfedern nähert sich der männliche Schwanz seiner Geliebten und legt seine Wangen an ihre Wange. Dann tauchen beide die Hälsen in das Wasser und berühren sich wieder mit den Wangen. Nach dieser Lieblosung entfernen sie sich von einander. Die alten Schwäne verschlingen ihre Hälsen vor dem Paarungsakte und erheben sich, ehe sie von einander schwimmen. Brust an Brust gegen einander, indem sie sich lange anschnarren. Wenn sich zwei Schwäne begegnen, begrüßen sie sich dadurch, daß sie wiederholt die Schnabelspitze ins Wasser stecken und dann den Kopf erheben, als ob sie tranken. Dieses „Antrinken“ ist immer ein Zeichen dafür, daß sie einander freundlich gesinnt sind. Der schwarze Schwanz taucht im Gegenfah zum Höcker Schwanz gern und kommt nach dem Tauchen mit ganz geradem Halse aus der Tiefe herauf. Alle Schwimmbögel baden gern und dies geschieht immer Mittags zwischen 11 und 1 Uhr. Während bei den Schwänen die Stimme während der Liebesspiele niemals zur Geltung kommt, haben die Gänse und Enten sämmtlich eigenthümliche Balztöne. Die Graugänse tauchen vor der Paarung abwechselnd die Köpfe ins Wasser, nach derselben richtet sich das Mädchen steil auf und hebt die Flügel wie ein Schwanz. Eigenthümlich ist das Triumphgeschrei, welches die Gänse erheben, wenn sie einen wirklichen oder vermeintlichen Gegner angezigt haben, ohne daß dieser Widerstand leistet. Wird eine britende Gans angegriffen, so duckt sie den Hals horizontal mit gesträubten Federn und schüttelt sich, um den Feind zu erschrecken. Alle Gänse leben in strenger Ehe auch dann zusammen, wenn sie Junge haben. Die Fuchsgänse haben eine sonderbare Weise, sich zu unterhalten. Nach einem Scheinangriff des Männchens auf das Weibchen erheben beide ein langanhaltendes Geschrei, dann fahren sie während auf einander los, prügeln sich entsehrlich, lassen abermals ihr Triumphgeschmetter erschallen und putzen sich sorgfältig das Gefieder. Ein Pärchen von Nilgänsen hatte im Zoologischen Garten vier Junge, das Weibchen wurde mit den Kleinen auf einen besonderen Teich gebracht. Während dieser Trennungszeit machte sich ein anderes Nilgansweibchen an den Strohwitter und beide hielten zusammen. Als nun die Ehefrau wieder auf dem Teich erschien, begrüßte das Männchen sie sehr erfreut, das zweite Weibchen schwamm mit lauten Rufen ebenfalls heran, kehrte aber sofort um und suchte das Ufer auf, nachdem das Männchen sie von der Seite angesehen hatte. Daß die Schwäne übrigens sich am Gesicht erkennen, lehrt eine hübsche Beobachtung. Mehrere Schwäne gründelten; ein vorwärtiger Artgenosse macht sich ein Vergnügen daraus, dieselben am Gefieder zu zupfen und sie zu stoßen. Als er nun eine Schwänenjungfrau, die den Hals unter dem Wasser hatte, so gezerrt hatte, fährt diese mit dem Kopfe hoch. Er weicht entsehr zurück, erkennt diejenige, um deren Liebe er sich beworben hat, und schnattert sie an, wie um sich zu entschuldigen. Sehr interessant sind die Liebesspiele unserer Stockente, welche man im Thiergarten zur Winterszeit gut beobachten kann. Auf einem freien Wasser immerhalb der Eisfläche schwimmen 5—8 Paare. Sie begrüßen sich mit dem schon bei den Schwänen geschilderten Antrinken. Dann ziehen sich alle Männchen nahe zusammen. Ein Weibchen schwimmt schnell durch sie hindurch. Hieraus schließen die Männchen im Takt in die Höhe, biegen dann den Schnabel gegen die Bauchmitte und pfeifen à tempo. Verpaßt einer den Anschluß, so richtet er die Kräuselfedern in die Höhe und ruft „Raep“. Unfein gilt es bei den Enten, schnell zu schwimmen. —

**Astronomisches.**

— Die Vergrößerung der Gestirne am Horizont. Man schreibt der „Frankf. Ztg.“: Es ist eine bekannte Erscheinung,

daß Sonne und Mond beim Auf- und Untergehen uns bedeutend größer erscheinen, als wenn sie in einiger Höhe über dem Horizont stehen. Daß diese Vergrößerung in der Nähe des Horizonts nicht bloß auf Scheiden beschränkt ist, sondern daß uns alle Gebilde dort auseinandergezogen vorkommen, dafür ist das bekannte Sternbild des großen Bären eine auffallende Erscheinung. Seine tägliche Umdrehung um den Himmelspol macht es stets über dem Horizont, aber während es in den Abenden des Sommers über unserm Kopfe dem Zenith nahesteht, erblicken wir es zu Beginn des Winters unter dem Pol aufrecht über dem Horizont schwebend. Es kommt uns dann ungewöhnlich groß vor, wenn wir es mit den aus den Sommerabenden uns erinnerlichen Dimensionen vergleichen. Daß die Vergrößerung in der Nähe des Horizontes nur eine scheinbare, eine optische Täuschung sein kann, wissen wir; ist doch z. B. beim Monde der thatsächliche Durchmesser, wie ihn Messungen im Fernrohr ergeben, sogar kleiner in der Nähe des Horizonts als des Zeniths, da der Mond uns im Zenith näher steht und außerdem die Strahlenbrechung in der Nähe des Horizonts die Scheibe zusammendrückt. Es sind verschiedene Erklärungen für diese optische Täuschung versucht worden, die wir hier nicht wiedergeben wollen, da sie alle nicht einwurfsfrei sind, während eine ganz einfache vom Astronomen Schaeberle kürzlich veröffentlichte uns vollständig zu genügen scheint. Er sagt, daß die Einwirkung der Schwerkraft auf den Augapfel bei verschiedener Haltung des Kopfes stets dahin strebt, die jeweils horizontal liegende Ase des Augapfels zum größten, die vertikal stehende aber zum kleinsten Durchmesser des Auges zu machen, indem die Schwere aus der Kugelform mehr die abgeplattete Linienform herstellt. Wenn das Auge nun in horizontaler Richtung blickt, fällt die Sehlinie mit dem größten Durchmesser des Auges zusammen, die Netzhaut ist weit von der Augenlinse entfernt, blickt das Auge aber zum Zenith, so liegt das Auge so, daß durch die Schwerkraft die Linse der Netzhaut genähert wird; die Sehlinie verläuft in der Richtung der kleinsten Ase. Da nun die Linse das Bild entwirft und dies auf der Netzhaut sich abbildet, so wird es linear um so größer, je weiter die Netzhaut von der Linse ist, ebenso wie eine photographische Aufnahme um so größer ausfällt, je weiter die Mattscheibe der photographischen Kammer und nachher die Platte von der Porträtlinse entfernt ist. So bedingt bei horizontalem Sehen die weite Entfernung der Netzhaut von der Augenlinse eine Vergrößerung des uns zum Bewußtsein gelangenden Bildes, also eine optische Täuschung, die uns die Gegenstände am Horizont größer erscheinen läßt. Bei der Einfachheit der Erklärung muß man sich eigentlich darüber wundern, daß sie nicht schon früher aufgestellt worden ist. —

**Humoristisches.**

— Das gute Herz. Frau (zur Dohne): „Karoline, geben Sie acht, daß sich die Kinder nicht auf das nasse Gras setzen; sie könnten sich erkälten. Wenn die Kinder müde sind, können Sie sich ja hinsetzen und sie auf den Schooß nehmen.“  
 — Die Nummer. Drochlenkutscher (im Handschuhladen): „Ich möcht' ein Paar Handschuhe.“  
 Verkäuferin: „Welche Nummer?“  
 Kutscher: „3227.“  
 — Scherzfrage. Welches weiße Säugethier sieht hinten gerade so viel wie vorn?  
 Ein blinder Schimmel. — („Jugend“.)

**Notizen.**

— Das Gastspiel von Agnes Sorma im Lessing-Theater ist um vier Tage verlängert worden.  
 — Frau Fika Palmay beginnt am 1. Mai ein Gastspiel an einem Berliner Variété. Sie erhält an jedem der 15 Spielabende ein Honorar von 1000 M.  
 — Die Rathhans-Kommission in Hamburg schreibt einen Wettbewerb für die Ausführung der Wandgemälde im großen Saale des Hamburger Rathhauses unter deutschen oder in Deutschland lebenden Malern aus. Der Einlieferungstermin für die Entwürfe ist auf den 1. Juli 1899 festgesetzt. Es kommen Preise von 10 000, 3000 und 2000 M. zur Vertheilung.  
 — Das russische Kultusministerium hat beschlossen, in allen Volksschulen als neue Unterrichtsfächer die Elemente der Medizin und der bürgerlichen Geseze einzuführen.  
 — Der Botaniker O. Döckler ist im Alter von 96 Jahren in Barel gestorben.  
 — Der russische Ingenieur Bogdanowitsch hat, wie aus Petersburg gemeldet wird, auf einer fast vierjährigen Expedition am Ohotsischen Meere reiche Goldlager entdeckt.  
 — Die neueste Pariser Mode ist das — parfümte Bett. Eine Herzogin läßt die nach einer Gesellschaft in ihrem Palais übernachtenden Damen mit einem Bett überzuziehen, zwischen dessen spitzenbesetzten Kisseln mindestens ein Duzend Sachtels verborgen sind, die das Lieblingsparfüm des betreffenden weiblichen Gastes ausströmen. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 12. März.